

Sighard Neckel

Individualisierung und Theorie der Klassen. Zwischenbemerkungen im Paradigmastreit

Zusammenfassung: Die mit dem Namen Ulrich Becks verbundene soziologische Zeitdiagnose der »Individualisierung« sozialer Lagen und Bewußtseinsformen hat neben einer weiten Publizität auch starke Kritik erfahren, vor allem von marxistischer Seite. Sighard Neckel skizziert die Grundlinien und Probleme der Beck'schen Argumentation und prüft die Einwände, die die Individualisierungsthese bisher gefunden hat, um schließlich eine Perspektive zu benennen, in der die Arbeiten von Beck und anderen an eine Theorie kollektiver Akteure angeschlossen wären.

Eigentlich begann alles in Bamberg. Dort veranstaltete im Jahre 1982 die Deutsche Gesellschaft für Soziologie unter dem Titel »Krise der Arbeitsgesellschaft« ihren 21. Ständetag, auf dem die Stichworte gegeben wurden, die dann bis zum Ende dieses Jahrzehntes die sozialwissenschaftlichen Debatten erheblich bestimmen sollten. Die Arbeit, so hieß es, stelle nicht länger mehr das Zentrum der individuellen Existenz der Menschen in kapitalistischen Gesellschaften dar, Gesellschaft überhaupt lasse sich von den Bedingungen und Folgen der materiellen Produktion nicht mehr hinreichend begreifen. Wo viele nicht mehr können und andere nicht wollen, wo Arbeit sich zeitlich zur biographischen Nebentätigkeit reduziere, die Pflege des eigenen Ichs zur Hauptbeschäftigung werde, Eigen- und Beziehungsarbeit sich so zeitraubend wie identitätsstiftend und mitunter auch ruinös gestalte wie ehemals die Erwerbsarbeit, dort – alles in allem genommen – sei die Arbeitsgesellschaft am Ende, ohne daß man aber schon wüßte, was eigentlich nach ihr kommt. Einer zentralen Kategorie irgendwie verlustig gegangen, kreiste von nun an das Begriffskarussell der Gesellschaftsanalyse schneller denn je: die Postmoderne wie der Wertewandel waren zwar schon längst erfunden worden, jetzt aber schien sich auch in den Gesellschaftswissenschaften eine Wende von den großen Synthesen hin zum soziologischen Patchwork anzubahnen. »Kontinuitätsbrüche« wurden ausgemacht, »Pluralisierungen« konstatiert, die »neue Unübersichtlichkeit« bedacht, mal die »Risiko-«, mal die »Kulturgesellschaft« ausgerufen. Ob »Postfordismus« oder »Entstrukturierung«, »Deregulation« oder »Flexibilisierung« – irgendetwas schien mittlerweile in Fluß gekommen zu sein, weshalb man erst einmal versuchte, über Begriffe jener Sache habhaft zu werden, die selbst man noch nicht genau kannte. Wiederum war es das fränkische Bamberg, aus dem das entscheidende Lösungswort kam: hier nämlich forscht Ulrich Beck, und der hatte sich Anfang der achtziger Jahre einmal hingesezt, seine umfangreichen empirischen Analysen zur Berufs- und Arbeitsmarktsituation zu systematisieren und mit den Ergebnissen anderer sozialwissenschaftlicher Teildisziplinen sowie der neueren Sozialgeschichte zu kombinieren. Heraus kam dabei ein so umstrittenes wie unbe-

stritten faszinierendes Panorama der Entwicklung der deutschen Gesellschaft vom Kaiserreich zur (zweiten) Republik, das mit heftigem Strich und kräftigen Farben das Bild der Gesellschaft ganz neu entwarf. Titel: »Individualisierung«, Untertitel: »Jenseits von Stand und Klasse«. Zwar hatten vorher schon andere begonnen, die alten Schinken zu übermalen, niemand aber lockte derartig viele Betrachter in sein Atelier wie eben Ulrich Beck. Schnell stellte sich dabei eine Situation ein, die vom Kunstmarkt zur Genüge bekannt ist: ein Trend wird entdeckt, der unzählige Nacheiferer findet, die allesamt die Qualität des Meisters nicht erreichen; Plagiate tauchen auf, geschwätzig Kommentatoren, die Preise steigen, der künstlerische Wert sinkt, und bald sind auch jene zur Stelle, die von sich behaupten, schon immer gesagt zu haben, daß diese neue Richtung da in Wirklichkeit doch nur was furchtbar Altes, Verbrauchtes, längst schon oft Widerlegtes präsentiere. Setzen wir also besser zu einer Bildbetrachtung des Originals an: was ist zu sehen, wie ist es gemacht?

»Individualisierung« ist ein in der Soziologie höchst schillernder Begriff, von Simmel bis Adorno mit dem Vorgang identifiziert, Autonomie über die Art seiner Lebensgestaltung zu erlangen. Davon hält Beck, wie überhaupt zu allen »großen« Theorien der Gesellschaftsanalyse, zunächst einen gehörigen Abstand. Geht es ihm doch vor allem um eine zupackende Zeitdiagnose, die sich von allen sozialphilosophischen Vorentscheidungen freihalten möchte. Der »epochale Individualisierungsschub«, den er der – wohlgermerkt – westdeutschen Gesellschaft seit Ende der Nachkriegszeit attestiert, bezieht sich daher auch nicht auf jenen Vorgang der Entwicklung vernünftiger Persönlichkeiten, den Adorno schon zu Beginn der fünfziger Jahre abgeschlossen fand (»Das Ende des Individuums«). Vielmehr benennt er einen in sich widersprüchlichen Prozess der Herauslösung der Subjekte aus ihren vorgefundenen und angestammten Herkunftsbedingungen, der nun die Art, wie jemand im Alltag seine Individualität leben kann, gegenüber früheren Epochen der Moderne entscheidend verändert. Individualisierung meint in diesem Zusammenhang die Freisetzung der Individuen aus den selbst schon wieder zur Tradition der kapitalistischen Gesellschaft gewordenen sozialen Bezügen, wie sie durch Klassen, Familienformen und Berufsbindungen, durch regionale und soziale Milieus bereitgestellt werden können und dies – so Beck mit Verweis auf die Forschungen der neueren Sozialgeschichte – historisch in Deutschland auch bereitgestellt worden sind. Die 60er Jahre markieren den Umbruch. In ihnen beginnt eine Entwicklung zu kulminieren, die nicht zuletzt durch Faschismus, Krieg und »Wirtschaftswunder« schon angelegt war, jetzt aber eine für jeden deutliche Gestalt annimmt. Individualisierung ist – so könnte man Becks Analyse beschreiben – ein ungewollter, nichtintendierter Kulminationseffekt ganz disparater gesellschaftlicher Veränderungen, die irgendwann derart zusammenschließen, daß sich aus der Steigerung bloßer Quantitäten plötzlich eine ganz andersartige Qualität von Gesellschaft ergibt, für die es – weil niemand es so gewollt hat und keine eindeutigen Interessen verantwortlich gemacht werden können – zunächst noch keinen Namen gibt. Tatsächlich sind die Akteure des Wandels so gegensätzlich wie dessen Effekte. Zunächst ist es – und Beck ist meilenweit davon entfernt, dies zu bestreiten – die Arbeiterbewegung, der es in zähen Kämpfen gelungen ist, im Nachkriegs-

deutschland zentrale Forderungen und Bedürfnisse der real existierenden Klasse ein Stück weit zu verwirklichen. Die Arbeiterklasse nimmt »Abschied von der Proletarität« (Mooser 1984), die ihre Existenz von Beginn an geprägt hatte. Die unbestreitbar immense Steigerung der Haushaltseinkommen steht hier an erster Stelle, gefolgt von der langsamen, aber stetigen Umschichtung, die sich im Verhältnis von Lebenszeit und Erwerbsarbeitszeit ergeben hat. Existentielle Unsicherheit – als »Lebensschicksal des Proletariats« in den Untersuchungen zur »sozialen Frage« immer wieder beschrieben – hört mit den erkämpften sozialstaatlichen Rechten auf, Dauergast der Arbeiterfamilie zu sein; Konsumchancen eröffnen sich, die das Versorgungs- und Ausstattungsniveau des durchschnittlichen Arbeitnehmerhaushaltes in kürzester Zeit auf eine Stufe heben, die noch in den Fünfziger Jahren Privileg der höheren Angestellten war. Für viele entsteht damit überhaupt zum ersten Mal die Gelegenheit, über einen gewissen Spielraum in der Ausgabe ihrer materiellen Ressourcen zu verfügen, die Sparquote steigt ebenso wie die individuellen Entscheidungsfreiheiten zunehmen, jeder dritte Lohnabhängige verfügt bald über Haus- oder Wohnungseigentum. Der »kollektive Aufstieg zur Respektabilität« (Mooser 1984: 227) beginnt. Am Ende der 60er Jahre kommt der Bildungsboom hinzu, der den Besuch qualifizierender Schulen und Ausbildungswege sozial vergleichsweise erheblich verbreitert. Damit eröffnen sich für Gruppen und Klassen, die zuvor ihren Platz eher alternativlos zugewiesen bekamen und sich den Luxus von Bildungserlebnissen und kulturellen Erfahrungsprozessen früher nicht leisten konnten, Chancen sowohl der Berufswahl wie der persönlichen Reflexion und »Selbstfindung«. Vor allem der ungemein ausgebaute öffentliche Dienst bietet Aufstiegschancen gerade für jene, deren Eltern immer nur die Fabrik kannten – übrigens auch eine Erklärung dafür, weshalb die SPD zugleich eine Partei des öffentlichen Dienstes werden wie der Arbeiterschaft bleiben konnte. Die Kette der Aufzählung sich wechselseitig beeinflussender Wandlungsprozesse kann beinahe endlos fortgeführt werden: die Städte, durch die riesigen Wanderungsbewegungen nach dem Kriege sozial und kulturell sowieso schon hochgradig durchmischt, werden noch einmal umgewälzt, alte Viertel planiert und bestehende Kontaktnetze zerrissen, der Standard der Sozialbauwohnung entsteht, man fährt Auto (auch zum Reisen) und sieht am Abend fern. Die wohlfahrtsstaatliche Modernisierung paart sich mit einer kulturellen: Geschlechtsrollenstereotypen verflüssigen sich, alte Abhängigkeiten treten zurück, neue hinzu, und dabei ist es vor allem die gefräßige Instanz des Arbeitsmarktes, die schließlich (was in der Tradition auch des deutschen Kapitalismus beileibe keine Selbstverständlichkeit war) den allermeisten und in einem fast schon total zu nennenden Sinne die Lebenschancen zuweist. Regionale und soziale Mobilitätserfahrungen stellen sich ein, die im Verein mit neuen Ansprüchen auf »ein Stück eigenes Leben« (Beck-Gernsheim 1983) schließlich auch die Art des Zusammenlebens nicht unberührt lassen. Wer verheiratet ist, der oder die bleibt dies immer häufiger immer weniger lang, sofern er oder sie nicht sowieso anderen intimen Selbstexperimenten nachgehen. Im Resultat all dessen – so Beck – verselbstständigen sich die Lebenswege und Lebenslagen der Individuen gegenüber den traditionellen Herkunftsbedingungen und Alltagspraktiken. Die Optionen des individuellen

Verhaltens wachsen in dem Maße, wie die Prägekraft fester sozialer Zugehörigkeiten abnimmt. Ein Riß zwischen den Generationen entsteht, deren Erfahrungen immer weniger untereinander anschlussfähig sind. Die Kette kultureller Tradierungen innerhalb homogener Sozialmilieus reißt ab, weil nunmehr die Bedingungen fehlen, unter denen stabile Deutungsmuster und Lebensformen noch ausgebildet werden könnten. Darin liegt der Kern dessen, was Beck unter »Individualisierung« versteht: völlig durch den Markt vergesellschaftet, auf dem sich jede(r) zu bewähren hat, findet der einzelne jene nun erodierenden soziokulturellen Bindungen nicht mehr vor, die in der Geschichte des Kapitalismus das Marktprinzip immer auch begrenzt haben. Die »innere Landnahme« (Lutz 1984) des siegreichen Kapitalverhältnisses führt im Triumph die es immer begleitenden Traditionen gleich mit und schafft sich zum ersten Mal eine Kultur, die auch zu ihr paßt. Ein »Kapitalismus ohne Klassen« (Beck 1986: 117) zieht herauf, was nicht meint, daß sich die Verfügung über Ressourcen gesellschaftlich nicht mehr teilte, sondern daß sich die historische Symbiose von Klasse und Stand, von typischer Lebenslage und typischer Lebensform in dem Maße auflöst, wie die Lebenswege der Menschen sozialstrukturell mobilisiert und durchwirbelt werden. Damit wird auch das gesellschaftliche Schicksal jedes einzelnen zur »Eigenrealität«, die nicht umstandslos mehr mit dem Schicksal einer ganzen Klasse identifiziert werden kann. Die klassentypischen Lebensverläufe werden durch die je besonderen Umstände von Alter, Geschlecht, Gesundheit, Berufsgruppe, Familiensituation, Region so weitgehend modifiziert, daß sie als je individuelles Schicksal nicht nur erscheinen, sondern es auch sind. Treten nun persönliche Krisen und Gefährdungen auf, ist jeder für sich (und dem Sozialamt) allein. Individualisierung ist – und Beck hat dies vor allem in der »Risikogesellschaft« breit ausgeführt – ein äußerst prekäres Verhältnis, das man zu sich und den gesellschaftlichen Bedingungen haben kann, denen man seine soziale Existenz verdankt. Dies tritt in aller Deutlichkeit zu Beginn der Achtziger Jahre hervor, wo Massenarbeitslosigkeit, neue Armut, Deklassierungen das Gesicht der vermeintlichen Wohlstandsrepublik prägen. Bis dahin befand sich Becks berühmt gewordener Formel zufolge die Gesellschaft mehr oder minder kollektiv im Fahrstuhl nach oben, mit dem Effekt, daß das höhere Gesamtniveau der materiellen und symbolischen Versorgung in der Anschauung jedes einzelnen die Wahrnehmung der tatsächlich sogar noch wachsenden sozialen Ungleichheit dominieren konnte. Vor dem Hintergrund dessen, woher man selber kam und wohin man jetzt gelangt war, verblaßte die Tatsache fortdauernder Ungleichverteilung des gesellschaftlichen Reichtums und der durch Bildung erwerbbarer Lebenschancen. In den Achtziger Jahren nun greifen zwei Bewegungen ineinander: die Verschärfung sozialer Ungleichheit geht mit ihrer Individualisierung einher, weil die Risiken der kapitalistischen Modernisierung durch Klassenkulturen und Klassensolidarität weder hinlänglich bekämpft noch gemildert werden können. Über die Fähnrisse des Arbeitsmarktes und der sozialen Konkurrenz auf die Wahrnehmung seiner je eigenen Chancen konditioniert, wird das Fehlen von Bindungen und Traditionen in dem Moment schmerzhaft bewußt, wo diese Rückschläge, Niederlagen, Kränkungen und Not hätten abfedern können. Dies meint Beck, wenn er von der »neuen Unmittelbarkeit

von Individuum und Gesellschaft, von Krise und Krankheit« (1986: 118) spricht. Der einzelne mag wohl ein typisches Klassenschicksal erleiden, er muß es an sich aber erst einmal wieder entdecken, und dies in einer Situation, wo die Klasse ihm lebenspraktisch nichts zur Verfügung stellt, wodurch Kämpfe zu führen, Erklärungen und auch Trost zu finden wären. Staat und Markt dagegen – die Moloche der sozialen Existenz – schlagen jeden in ihren Bann. Am Ende steht er – hatte er Glück und gute Verwertungschancen – einigermaßen passabel da auf dem schwankenden Boden seiner privaten Akkumulation. Wenn's schiefeht, muß er sich eingestehen, worauf andere sich gerade etwas einbilden: es liegt an einem selbst.

Soweit das Gemälde, in eher heiteren Farben, je mehr man auf den Hintergrund schaut, zunehmend düster, wo die Gestalten ins soziale Jetzt treten. Kommen wir also zu den anderen Interpretationen, die dieses Gesellschaftsbild bisher schon finden konnte, kommen wir zu den Einwänden, die gegen Inhalt und Technik der Beckschen Malkunst gerichtet wurden – und befassen wir uns ehrlicherweise mit jenen der eigenen Schule, die allerdings – so wird sich zeigen – immer nur knapp an dem Verdikt vorbeikommen, schlichtweg das Thema des Bildes nicht erkannt, es also in der Kritik am Dargestellten einfach verfehlt zu haben.

Wenn etwa marxistische Klassentheoretiker sich in Reaktion auf das Individualisierungstheorem veranlaßt sehen, abermalig den Nachweis anzutreten, daß schließlich in der kapitalistischen Bundesrepublik das Wertgesetz noch gelte, so rennen sie nur Türen ein, die bei Beck weit offen stehen. Es sei denn, jemand möchte behaupten, ein bestimmter ökonomischer Reproduktionsmodus, wie etwa das Wertgesetz, verbürge für sich schon die Existenz bestimmter sozialer Formationen, die man gelassen Klassen nennen könnte, ohne sich noch darum zu scheren, ob diese auch eine gesellschaftliche Realität haben. Daß Marx im dritten Band hierzu nicht mehr gekommen ist, kann nicht für alle Zeit als Ausrede dienen. Und wenn es denn so ist, daß Max Webers Unterscheidung von (»objektiver«) Erwerbsklasse und (»lebensweltlicher«) sozialer Klasse, auf die alle Theoretiker der Individualisierung immer wieder zurückgreifen, der Analyse bessere Kategorien bereitstellt, so ist nicht einzusehen, warum entlang dieser Unterscheidung nicht auch eine Untersuchung versucht werden kann, die gerade die Auflösung sozialer Klassen in das Zentrum stellt. Daß man – wenn schon nicht mit Marx, dann aber mit Weber – den Klassenbegriff fast automatisch wieder im Sack einer Theorie der Gesellschaft hätte, wie man aus Frankfurt hören konnte (Ritsert 1987), ist jedenfalls solange nicht ausgemacht, wie man nicht auf dem Felde wirklich antritt, das die Individualisierungstheoretiker für sich bestellt haben: dem der empirischen Realität kapitalistischer Vergesellschaftung. Hier allerdings sieht es auf marxistischer Seite eher mager aus. Eine soziographische Leistung, wie sie etwa Josef Mooser mit seinem Buch über das Arbeiterleben in Deutschland erbracht hat, wäre jedenfalls von Seiten der Kritiker des Individualisierungstheorems erst einmal zu erstellen. Andernfalls unterbietet man permanent das empirische Niveau der Diskussion und gebärdet sich als prinzipienfester, aber wenig informierter Besserwisser, der andauernd beweisen will, was auf der anderen Seite doch niemand bestreitet. Daß die objektive Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums hart entlang der Klassenlinie verläuft, wird

ebenso wenig gelegnet wie die Tatsache, daß sich die arbeitsmarktabhängige Lohnarbeiterexistenz derart verbreitert hat, daß unter den Gesichtspunkten der Verfügung über materielle und immaterielle Ressourcen die statistische Gestalt von Klassen, und zwar sowohl der Arbeiter- wie der modernen Unternehmerklasse, sich »verdeutlicht« hat. Entscheidend ist etwas anderes. Auch die marxistische Klassentheorie, die sich oft genug nur im Nachweis der objektiven Gegebenheit sozialer Lagen erschöpft, steht vor dem Problem, die Bedingungen angeben zu müssen, unter denen Klassenlagen noch das Bewußtsein und das Handeln *kollektiver* Akteure beeinflussen können. Auch hier dürfte zu einer allzu großen Selbstüberschätzung keine Veranlassung bestehen (so auch David Lockwood in PROKLA 53), hat es die Klassentheorie auch in ihren avanciertesten Versionen (Bourdieu) doch bisher nur zur Konstatierung von Strukturhomologien (vulgo: Analogien) zwischen Klasse und Lebensform gebracht, die sich allein der theoretischen Konstruktion verdanken, in die Kiste des »Habitus« all das zu packen, was an sozialer Vermittlung ansonsten im Dunkeln bleibt. Und ist nicht die Konjunktur »rationalistischer Handlungstheorien« innerhalb des Marxismus als Zeichen dessen zu werten, was Beck als Enttraditionalisierung der gesellschaftlichen Handlungsorientierungen beschreibt?

Die Prozesse der sozialen Vermittlung zwischen ökonomischer Position und individuellem Handeln sind es, die im Kern die Zeitdiagnose der Individualisierung zu beschreiben versucht. Beck und andere nehmen damit übrigens ein Thema auf, das in der Tradition der marxistischen Theorie einen guten Platz hätte. Schließlich ist es spätestens seit Lukacs, Reich und der frühen Kritischen Theorie ein oft formuliertes, doch gleichwohl ungelöstes Problem, wie sich die Klassenposition in Klassenhandeln transformiert. Beck hat hier zumindest eine These, die das Ausbleiben eines solchen erklären will: jene des »Bedeutungsverlustes« sozialer Ungleichheit vor dem Hintergrund eigener Aufstiegserfahrungen, welche aufgrund der mit ihnen verbundenen Erosionen von Klassenkulturen eine »Rückkehr« zum Klassenbewußtsein selbst dann versperren, wenn man die volle Härte kapitalistischer Konkurrenz am eigenen Leibe verspürt. Lage, Lebensform und Bewußtsein treten auseinander, und genau dieses »Auseinandertreten« ist es, was den Marxismus seit den 20er Jahren umtrieben hat. Die Individualisierungstheorie hat dabei gegenüber früheren Versuchen der Erklärung dieses Risses den Vorteil, eine »dritte« Ebene zwischen Ökonomie und Bewußtsein in den Blick zu bekommen. Noch die frühe Kritische Theorie hat auf der Grundlage einer orthodoxen Kapitalismusanalyse allein die psychischen Strukturen der Subjekte zum Gegenstand gehabt, und in ihnen das Unterpand der kapitalistischen Disziplinierung und Beeinflußung ausgemacht. Der Erfahrungsgehalt alltäglicher Vergesellschaftung in jeweils normativ integrierten Gruppen und Klassen, die Strukturen der Lebenswelt konnten *so* kaum zum Problem werden, weshalb man sich darauf beschränken mußte, die Agenturen der Herrschaft und der Manipulation theoretisch zu denunzieren. Das war nicht wenig, reicht aber heute nicht mehr hin, die Motive und realen Erfahrungen der Subjekte selbst zu beschreiben. Die Individualisierungstheoretiker bieten zumindest umfassendes Material dar, diese alten Fragen unter veränderten Bedingungen wieder neu aufzunehmen, auch wenn sie schließlich zu

dem Resultat kommen, daß die soziale Vermittlung paradoxer- oder (wie man will) konsequenterweise diejenige der »Individualisierung« ist, also eine Form angenommen hat, die soziale Formationen real und in den Köpfen und Herzen der Menschen gerade auflöst.

Nun soll hier nicht behauptet werden, daß alles, was die Individualisierungstheorie formuliert hat, überzeugend ist, und sich die Kritiker derselben nur fortwährend blamieren. Es kommt eben darauf an. Gar nicht mal so linke Sozialwissenschaftler verweisen beispielsweise anhand »harter« empirischer Fakten immer wieder darauf, daß manches eben doch nicht so durcheinander geht, wie viele das schon glauben wollen. Soziale Herkunft ist weiterhin – und zwar auch *vor* den Merkmalen etwa des Geschlechts oder der Nationalität – das entscheidende Kriterium für die Erlangung sozialer Positionen, die Heiratsmärkte bleiben geschlossen und immer noch äußerst selten führt eine Kauffrau den ungelerten Arbeiter zum Altar. Das Individualisierungstheorem, so heißt es denn auch, schildere im Prinzip nur jene Situation, die man doch vom Fernsehen kennt: jeder guckt für sich allein genau dasselbe wie zur gleichen Zeit der andere auch. In seiner grenzenlosen Eitelkeit möge sich der Mensch wohl einbilden, einzigartig, unvergleichbar, individuell zu sein, tatsächlich jedoch folge er wie ehemals nur den vorgestanzten Mustern seiner jeweiligen Klassenlage, auch wenn diese Muster erheblich »moderner« geworden sind. Die Theorie der Individualisierung hat hier große Schwierigkeiten zu erwidern. Zwar meint sie, den Aspekt der Vereinheitlichung von Verhaltensmustern dadurch in den Griff zu bekommen, daß sie selbst von »kollektiven Individualisierungen« spricht und die durch den Markt bewirkte »Standardisierung der Lebenslagen« betont. Diese Aussagen beißen sich jedoch sofort mit der gleichzeitig vehement vertretenen These, daß die Optionen des individuellen Verhaltens entschieden zugenommen haben, weshalb in dieser Dimension von einer »Standardisierung« nun eigentlich überhaupt nicht die Rede sein kann. Die Widersprüche, in die sich vor allem Beck hier verwickelt und die zu vielen Mißverständnissen seiner Analysen Anlaß gegeben haben, liegen darin begründet, unter dem einen Begriff der »Individualisierung« Entwicklungen zusammengefaßt zu haben, die ihrerseits nun völlig unterschiedliche Ursachen und Folgen haben (vgl. Honneth 1988), so daß die materiellen Erweiterungen der individuellen Entscheidungsspielräume auf einer Ebene mit den atomisierenden Wirkungen des Arbeitsmarktes und den kulturellen Lern- und Reflexionsprozessen einer höhergradig entwickelten Subjektivität verhandelt werden. Was »Freiheit von« und »Freiheit zu« in ihrer bei Marx noch so starken Doppeldeutigkeit heute meint, verschwimmt mitunter daher völlig. Dies ist auch der Grund, weshalb sich aus der Theorie der Individualisierung jeder aussuchen kann, was ihm gerade in den Kram paßt, wobei allerdings auch diesmal die traditionsfesten Marxisten nicht gerade zurückstehen, munter Francois Lyotard, Daniel Bell und Ulrich Beck in einen Cocktail mixen, um sich dann zu beschweren, daß dieses Zeug einfach widerwärtig schmecke. Oder man »positiviert« die Becksche Analyse einfach, beraubt sie aller gewissermaßen tragischen Aspekte, die sie ja zur Genüge aufweist, um dann festzustellen, daß hier im besten Falle eine absurde Hypostasierung singulärer Erscheinungen, im schlechtesten Fall eine üble

Apologie vorliege. Andere haben damit überhaupt keine Probleme und nehmen die »Individualisierungen« zum Anlaß, fröhlich die »gestiegene Wahlfreiheit«, die »reduzierte soziale Kontrolle« inmitten einer »mobilen Wohlstandsgesellschaft« zu feiern (Zapf u.a. 1987), wo ich aufgrund einer Pluralisierung der Lebensstile tagsüber »aufstiegsorientiert«, abends »links-alternativ« und am Wochenende ein hedonistisches Ungeheuer bin. Die Pluralisierung der Lebensstile für sich gesehen ist zweifellos kaum bestreitbar. Die Sozialstruktur aber plötzlich hierin aufgehen zu lassen und dann noch so zu tun, als ob jeder beständig hin- und herwechseln und immer alles »wählen« könnte, verfällt demselben propositionalen Selbstdementi, das auch der Werbung einer japanischen Autofirma eigen ist: »Nichts ist unmöglich: Toyota«. Stimmt der Satz vor dem Doppelpunkt, wäre die Entscheidung dahinter zumindest unüberlegt. Ist diese Entscheidung aber irgendwie festgelegt, stimmt die erste Behauptung nicht mehr. »Wählen« ist und bleibt limitiert, auch wenn das Ausmaß des Wählbaren jedenfalls für diejenigen eindeutig zugenommen hat, die in den berühmten Beckschen Fahrstuhl sich noch hineindrängeln konnten und nicht von vorneherein im basement steckenbleiben.

Der älteste Vorwurf ist immer der, daß etwas nicht »neu« sei. Dies widerfährt auch der Theorie der Individualisierung, die allerdings auch hieran nicht ganz unschuldig ist. Einerseits wird von Beck überhaupt nicht bestritten, was ihm die linken arm chair-Soziologen sogleich vorgehalten haben: daß der Kapitalismus schon immer eine Gesellschaft der »Freisetzung« sei, in der »alles Ständische verdampft« (Marx). Im Gegenteil spricht Beck von einem »abermaligen Individualisierungsschub«, der »neu« nur sei – und hierauf allerdings besteht er – hinsichtlich der *Konsequenzen*. Vormalige Freisetzungsprozesse seien immer wieder durch Prozesse der Klassen- (Marx) und Gruppenbildung (Weber) aufgefangen worden, dieser jedoch nicht, weshalb nunmehr der einzelne allein »zur lebensweltlichen Reproduktionseinheit des Sozialen« (Beck 1986: 119) werde. Doch anstatt nun in der Kritik an dieser Sichtweise nach dem Prinzip Hoffnung zu verfahren – »das kann sich alles ändern, wenn nur die Widersprüche sich verschärfen« – scheint es angemessener zu sein, historische Grundlage wie Perspektive dieser Diagnose zu prüfen. Steht sie doch in der Gefahr, eine lebensweltliche Einheitlichkeit der Arbeiterklasse zu postulieren, die so in der Geschichte überhaupt nicht vorfindbar war. Allerdings haben dies einige Vertreter der Individualisierungsthese selbst schon entdeckt. Peter A. Berger (1987) etwa vermutet, daß auf der Grundlage des empirischen Wissens, das wir heute von unserer Gesellschaft haben, auch etwa die Spätzeit des Kaiserreiches schon als »individualisierte« Gesellschaft beschreibbar gewesen wäre, was immerhin der historischen Revolutionsforschung einiges zu denken geben könnte. Gleichwohl sollte der Individualisierungsdiskurs aus der bloßen Verfallssemantik befreit werden, will er sich die Perspektive auf die Entwicklung unserer Gegenwart von Vorurteilen freihalten. Denn es ist überhaupt nicht ausgemacht, im Gegenteil eher wahrscheinlich und auch tatsächlich beobachtbar, daß neue Gruppenbildungsprozesse in der Gesellschaft stattfinden, die man in Ermangelung besserer Begriffe »posttraditionale Vergemeinschaftungen« genannt hat. Die Ausbildung kollektiver Identitäten prinzipiell an den Bestand traditionsfester

Kulturen zu binden, ist eine durch und durch konservative Weltansicht, die überdies den Realitäten in keiner Weise gerecht wird und nur denunzieren kann, wo die Analyse nicht weiterkommt. So sehnen sich bisweilen aus Ekel vor dem Narzißmus wohl-fahrtsstaatlich verwöhnter Anspruchsmentalitäten auch FAZ-Kommentatoren in die Zeiten ordentlicher Klassengesellschaften zurück, wo jeder noch wußte, was ihm und seiner Gruppe zukam. Erkennbar nämlich sind »Neuformierungsprozesse« *innerhalb und außerhalb* dessen, was man bisher als Klassen beschrieb, um politische Themen, soziale Gefährdungen, handfeste Interessen, »Subkulturen« und informelle Netzwerke herum, die zwar »flüssiger« und daher politisch – in jede Richtung! – schwerer kalkulierbar sind, gleichwohl aber anzeigen, daß kollektive Vergesellschaftungen – welcher Art auch immer – eben doch nicht an ein Ende gekommen sind. Der Ehrlichkeit halber muß gesagt werden, daß Beck diesen Ausgang der Individualisierung an manchen Stellen seines Buches dann doch wieder offen läßt, was übrigens nicht unbedingt immer schon eine beruhigende Perspektive abgibt. Denn, in Marxens Namen, so wenig schrecklich es wäre, gäbe es diese Individualisierung im Sinne einer zunehmenden Wahlfreiheit tatsächlich, so wenig sicher ist es, daß die neuen Vergemeinschaftungen uns immer auch gefallen können. Wenn es unten diffus wird, kann von oben um so besser Einheit gestiftet werden. Auch so könnte die Geschichte der Individualisierung ausgehen, nicht zum ersten Mal.

Literatur

- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt/M.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1983): Vom »Dasein für andere« zum Anspruch auf ein Stück »eigenes Leben«, in: *Soziale Welt*, 34. Jg., 307-340
- Berger, Peter A. (1987): Klassen und Klassifikationen. Zur »neuen Unübersichtlichkeit« in der soziologischen Ungleichheitsdiskussion, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 39, Nr. 1, 59-85
- Honneth, Axel (1988): Soziologie. Eine Kolumne, in: *Merkur*, Nr. 470, 315-319
- Lutz, Burkhardt (1984): *Der kurze Traum immerwährender Prosperität*, Frankfurt/New York
- Mooser, Josef (1984): *Arbeiterleben in Deutschland 1900-1970*, Frankfurt/M.
- Ritsert, Jürgen (1987): Braucht die Soziologie noch den Begriff der Klasse? Über Max Webers Klassentheorie und neuere Versuche, sie loszuwerden, in: *Leviathan*, Jg. 15, Nr. 1, 4-38
- Zapf, Wolfgang u.a. (1987): *Individualisierung und Sicherheit*, München